

# Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stahlstiche 6 Thlr.  
mit Stahlstichen 8 Thlr.

## Bei Sturm und Nacht.

Novelle

von

August Schrader.

(Fortsetzung.)

Einige Minuten später erschien die Alte und bat den Arzt in gebrochenem Deutsch, er möge die Lady gegen Abend besuchen. Der Doctor reichte dem Forstmanne lächelnd die Hand und ging, nachdem er gesagt hatte: „Gute Berrichtung!“

„Ihre Karte, mein Herr!“ sagte die Dienerin.

„Meine Karte? Ich führe keine Karten! Marie Hermann hat mich um einen Besuch bitten lassen, und da bin ich. In solchen Fällen ist die Karte überflüssig.“

„Wen soll ich melden?“ fragte die Frau, die vor der Heftigkeit des Gastes zurückwich.

„Den Oberförster Hans Freiberg! Ah, Sie versteht mich wohl nicht . . . nehme Sie diese Karte, die Alles erklärt; sie ist von der Lady.“

Die Dienerin verschwand.

„Das ist eine Engländerin vom reinsten Wasser . . . steif, ceremonieell und langsam. Wahrhaftig, Neugierde ist mein Fehler nicht; aber hier möchte ich doch recht bald wissen, mit wem ich zu thun habe. Graukopf, Du sollst ein galantes Abenteuer bestehen! Fast muß ich lachen, daß ich mich zu dem Gange entschlossen . . . die Lady wohnt übrigens wie eine Lady . . . ich erinnere mich, daß ich in einem ähnlichen Salon, als ich

noch Lieutenant war, zu den Füßen einer schönen Dame lag . . . es ist lange, lange her . . . Ach, ich mag nicht daran denken! Friederike hat schlecht an mir gehandelt! die Zeit der Romantik liegt weit hinter mir; jetzt bin ich ein positiver Mensch, und wenn die Lady mich noch lange antichambriren läßt, so trete ich den Rückzug an. Die Frauen haben kein Interesse mehr für mich!“

Er betrachtete ein großes Oelgemälde, das eine Forstpartie im Mondscheine darstellte. Der Gegenstand erregte sein Interesse, so daß er den Eintritt einer Dame nicht bemerkte, die ruhig neben der Thür stehen blieb und den Mann im Pelze beobachtete. Die Dame war völlig in schwarzen Atlas gekleidet, eine schlank, imponirende Gestalt. Sie mochte sieben bis achtunddreißig Jahre zählen. Ihr bleiches Gesicht, edel geformt, trug die Spuren eines tiefen Seelenleidens. Ein matter Glanz verschleierte ihr großes, ausdrucksvolles Auge, das ruhig auf dem Oberförster haftete, dessen Profil sie sehen konnte. Ein leises Zittern bemächtigte sich ihrer, als der Greis sich wandte und überrascht grüßte. Eine Erscheinung dieser Art hatte er nicht erwartet.

„Der Oberförster Freiberg steht vor Ihnen!“

„Verzeihung, mein Herr, daß ich Sie um einen Besuch gebeten . . . ich selbst bin in Ihrem Hotel gewesen . . . das Fremdenblatt, das ich diesen Morgen früh empfing, enthielt Ihren Namen, Ihren Stand . . .“

Die Dame hatte mit großer Anstrengung gesprochen; sie schien eine gewaltige Erregung niederzukämpfen.

„Darf ich das Interesse kennen lernen, das mein Name und mein Stand in Ihnen erweckt?“ fragte der alte Herr, der nachlässig den Kopf neigte.

Lady Hermann, die ein gutes Deutsch sprach, deutete auf ein Portrait an der Wand, das ein frischer Immortellen-Kranz schmückte. Zitternd, aber laut fügte sie hinzu:

„Das Bild meiner Mutter mag Ihnen Antwort ertheilen!“

Der Oberförster starrte die zarten, schönen Züge einer jungen Dame an, die lächelnd auf ihn herabsah. Der Maler hatte ihr ein einfaches weißes Gewand verliehen, und eine schlichte Goldkette mit einem Kreuzchen um den Hals geschlungen. Das Gemälde war ein Meisterstück, der Kopf, den es darstellte, der eines Engels.

„Friederike!“ stammelte der Waidmann regungslos, aber doch tief ergriffen. „Friederike, als sie noch meine Braut war. Das ist ihr Blick, ihr Lächeln . . . so hat sie mich oft angesehen, so hat sie mir oft gelächelt! Ach, das war eine schöne Zeit . . . die glücklichste meines Lebens!“

Die großen Augen des Alten füllten sich mit Thränen; sein Geist war nur mit der Braut und mit den Erinnerungen beschäftigt, die sie anregte. Sonst so auffahrend und rücksichtslos, daß man ihn für herzlos halten mußte, stand er jetzt tief ergriffen, weich gestimmt vor dem Bilde, ein gezähmter Löwe. Seine Lippen zuckten unter dem greisen Barte und Thränen rannen über die wellen Wangen. Die erste Liebe, die nie erlischt in dem Menschenherzen, forderte nach einem halben Jahrhundert noch ihren Zoll an Wehmuth und schmerzlicher Freude. Wunderbares Phänomen, unerklärlich denen, die es erleben, unerfaßbar denen, die es nicht kennen!“

Lady Marie weinte mit dem Greise, den sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck betrachtete.

„Er ist's, er ist's!“ hauchten ihre zitternden Lippen.

Dann verhüllte sie das Gesicht, um ein lautes Schluchzen zu ersticken.

Plötzlich fuhr der Greis auf; er wandte sich ab von dem Bilde, der Dame zu.

„Friederike,“ rief er, „hatte eine Tochter, die in der Taufe den Namen Marie empfangen . . . ich habe das zarte Kind nur einmal gesehen, nur einmal geküßt . . .“

„Vater! Vater!“ rief überwältigt die Dame. „Marie liegt zu Ihren Füßen!“

Sie sank zu Boden, die Arme stehend emporstreckend.

„Meine Tochter!“ murmelte er erschüttert.

Aber er verblieb an seinem Plage.

„Haben Sie kein freundliches Wort für mich, die ich mich nach diesem Augenblicke so schmerzlich gesehnt? Regt sich kein Gefühl in der Brust des gealterten Mannes . . .“

„Sie sind auch die Tochter Friederike's!“ rief er auffahrend.

„Vater! Vater! dies Wort müßte Ihr starrs Herz erweichen!“

„Ich bin gealtert unter Gram und Elend, ich habe gelitten wie kein Sterblicher auf der Erde . . . es ist nicht gut, daß man die Wunde gewaltsam aufreißt, die von Zeit zu Zeit noch von selbst blutet! Die rauhe Hand, die meine Brust und meine Ehre zerfleischt hat, kann die Heilung nicht bewirken!“

„Auch nicht die Hand der schuldlosen Tochter?“

„Ich will frei sein von allen Banden, die mich an die Vergangenheit mahnen!“

Lady Marie erhob sich.

„Gestatten Sie mir,“ sagte sie stolz und resignirt, „daß ich als Fremde mit Ihnen verhandle. Ich werde jede Regung unterdrücken, die, Ihnen gegenüber, mein Herz beschleicht. Eine Frau bittet den ehemaligen Offizier, den Mann von Ehre, um eine Unterredung. Erfüllen Sie meine Bitte nicht, so muß ich annehmen, daß die Rache Sie verblendet.“

„Halt,“ rief der Greis, „mich zu rühren bin ich zu stolz! Ich habe es bewiesen viele Jahre hindurch!“

„Beweisen Sie es auch jetzt!“

„Das kann geschehen.“

Die Dame deutete auf einen Sessel, vornehm und gemessen. Als der Greis Platz genommen, ließ sie sich ihm gegenüber nieder. Sie begann mit gepreßter Stimme:

„Ich eröffne Ihnen das Testament meiner Mutter. Außer mir giebt es keine Person, die sich der Dulderin erinnert.“

„Sie kommen spät!“ rief der Alte, ungeduldig die Arme kreuzend. „Auf dem Haupte des Dulders liegt der Schnee des Alters.“

„Hören Sie mich an, und Sie werden Alles erklärlich finden. Meine Kinderjahre verlebte ich unter der Aufsicht der Mutter in einem einsamen Waldschlosse; man nannte es die Wasserburg, weil es inmitten eines Weibers lag und von einem Walle umgeben ward.“

„Oh, dort, dort?“ fragte der Oberförster, als ob er sein Erstaunen nicht unterdrücken konnte.

„Die Mutter litt an tiefer Schwermuth, sie fand nur Trost im Gebete und im Umgange mit ihrer Tochter. War sie mit mir allein, so erzählte sie von dem Vater, für dessen Wohl ich Abends und Morgens beten mußte. Auf meine Fragen, die ich oft wiederholte, warum der Vater nicht bei uns sei, antwortete sie unter einem Strom von Thränen: „böse Menschen halten ihn fern.“ Später, als mein Verstand gereifter war, erklärte sie mir, was eine Mesalliance sei. Um diese Zeit stattete uns ein Graf von Haller Besuche ab. Meine arme Mutter zitterte, so oft er angemeldet ward; aber sie wies ihn nicht ab.“

„Haller!“ wiederholte der Alte. „Haller!“

„Er war ein großer, stattlicher Mann; in seinen weißen Zügen lag jedoch ein Ausdruck, der mich mit Entsetzen erfüllte. Seine Blicke schienen mich durchbohren zu wollen, selbst wenn er freundlich zu mir sprach. Einst brachte er einen Brief. Kaum hatte ihn die Mutter gelesen, als sie ohnmächtig zusammenbrach. Von diesem Augenblicke an lag sie lange krank und als sie das Bett verlassen konnte, flüsterte man sich zu, sie sei irrsinnig geworden. Der Arzt, ein finster aussehender Mann, verließ selten das Walschloß, und wenn die Reconvalescentin auf dem Walle frische Luft schöpfte, hielten sich stets zwei Diener in ihrer Nähe. Da sagte einst die Mutter zu mir: „die thörichten Menschen fürchten, ich suche den Tod in der Fluth des Weihers; sie vergessen, daß meine Tochter mich mit gewaltigen Banden an das Leben fesselt.“ So sprach wahrlich keine Irtsinnige, das begriff ich mit einem Bonnegesühle. Mehr noch aber überzeugte mich der Unterricht, den ich von der leidenden Mutter erhielt. Wie ich später erfahren, hat man geflistentlich die Lehrerin fern gehalten, ich sollte ohne Unterricht emporschwächen.“

Der Oberförster schlug mit der Hand auf die Lehne des Sessels.

„Ist das wahr?“ rief er entrüstet. „Aber ich wollte ja still zuhören. Von wem war der Brief, dessen Inhalt die arme Frau auf das Krankenlager geworfen.“

„Von dem Hauptmann Freiberg.“

„Von mir?“

„Er schrieb, daß er gern in die Scheidung von der hohen Dame willige, die seine Ehre mit Füßen getreten habe; er schrieb, daß er das große Gut nicht verschmähe, mit dem man ihn abfinden wolle, er bean-

spruche es selbst, und würde, wenn man es ihm vorenthielte, ein Geheimniß preisgeben, das seine gewesene Gattin compromittire und die Heirathsgeschichte in ein helles Licht stelle.“

Der Greis hatte sich hoch emporgerichtet.

„Das soll ich geschrieben haben?“ fragte er wuthbeben.

„Ich bewahre die Documente . . .“

„Wo ist der Brief?“

„Hier! Hier! Warten Sie einen Augenblick . . . der Brief ist noch vorhanden!“

Die Dame zog ein Taschenbuch aus dem schwarzen Gürtel, öffnete es und nahm ein Papier, das sie dem Greise reichte. Dieser las mit flammenden Blicken. „Schändlich, unerhört!“ rief er aus. „Diesen Brief soll ich geschrieben haben? Meine Züge sind täuschend nachgeahmt . . . Und Haller brachte den Brief?“

„Er selbst!“

„Bei meiner Ehre, die ich nie verletzt habe, versichere ich: dieses Papier kenne ich nicht!“

„Ein zweiter Brief brachte den Trauring zurück! Hier ist er.“

Lady Marie überreichte einen Ring, den sie ebenfalls aus dem Taschenbuche genommen hatte. Indem sie auf ihre linke Hand deutete, fügte sie hinzu: „Ich trage den Ring, den Sie meiner guten Mutter geschenkt haben.“ Der Oberförster war einige Augenblicke keines Wortes mächtig. Mit beiden Händen hielt er den Kopf, als ob er ihn vor dem Zerpringen wahren wollte. „Es tagt schrecklich!“ rief er. „Doch weiter, ich muß Alles wissen, um nach Gebühr verfahren zu können!“

„Meine Mutter besaß als ihr unantastbares Eigenthum das große Gut Röhborn, das sie von dem Hoflieferanten Martin Starke verwalten ließ. Der Mann, der das allgemeine Vertrauen genoß, hatte stets pünktlich Zinsen und Abrechnung gebracht. Seit meine Mutter für irrsinnig galt und streng bewacht ward, blieb er aus. Um diese Zeit kam die Kunde, daß der Fürst, mein Großvater, gestorben sei. War er meiner Mutter auch ein hartherziger Vater gewesen, so weinte sie doch um ihn und jammerte: nun stehe ich ganz allein in der Welt! Nun änderte sich auch unsere Lage; man kündigte uns an, daß wir das einsame Haus verlassen müßten, da der neue Fürst, ein Seitenverwandter des Verstorbenen, es zu einem Jagdschlosse einrichten wollte. Hatte man sich früher zu viel um uns gekümmert, so ließ man uns jetzt völlig außer Acht, man wollte uns in gewissen Circeln nicht

einmal kennen. Wohin wir kamen, wir wurden mit einer Art Scheu betrachtet als ob ein Interdict auf unseren Häuptern lastete. Der Entschluß meiner Mutter war bald festgestellt: sie wollte ein Land verlassen, in dem sie schmäzlich betrogen worden. Als sie sich nach dem Hauptmann Freiberg erkundigte, hieß es, er habe sich zum zweiten Male mit einer bürgerlichen Dame verheirathet. Diese Nachricht gab ihr den Todesstoß; sie hatte ja an eine Verständigung geglaubt. Nun war ihr die letzte Aussicht auf Glück erloschen. Sie ließ Martin Starke kommen, um mit ihm ihre Vermögensverhältnisse zu ordnen. Der kleine Mann erklärte, er habe auf schriftlichen Befehl meiner Mutter das Gut dem Hauptmann Freiberg übergeben müssen, der es im Namen seiner minderjährigen Tochter verwalten wollte. Da er gewußt, daß der Hauptmann heimlich mit ihr getraut sei, habe er keinen Anstand genommen, dem Befehle, den er vorgeigte, nachzukommen. Der Befehl war offenbar falsch oder die Unterschrift desselben, die von einem Notar beglaubigt, erschlichen. Starke drang darauf, daß meine Mutter ihn zu dem Hauptmann begleite, der seinen Abschied genommen habe und herrlich und in Freuden auf dem Gute lebe; er, Starke, müsse gerechtfertigt werden. Meine Mutter entschloß sich zu der Reise, da sie gezwungen war, ihr Vermögen zu retten. Aus Rücksicht für den Mann, den sie einst geliebt, wollte sie auf friedlichem Wege das Ziel zu erreichen suchen, ehe sie die Hilfe des Gerichts in Anspruch nahm. Starke erklärte den Herrn Hauptmann für einen Betrüger.

„O, dieser vortreffliche Mann!“ rief der Oberförster. „Herr Gott, erhalte mir meinen Verstand! Weiter, um des Himmels willen weiter!“

„Starke rieth, die Mutter möge sämtliche Papiere mit sich nehmen, die zur Einleitung eines Prozesses erforderlich seien und vorzüglich eine Vollmacht für den, der für die Klägerin auftreten solle. Dies geschah. Gegen Mittag waren wir zur Abreise vorbereitet. Starke hatte uns seinen eigenen Wagen zur Verfügung gestellt. Ein furchtbarer Herbststurm tobte, als wir die Stadt verließen. Meine arme Mutter war so krank und angegriffen, daß wir gegen Abend in einem Dorfwirthshause ruhen mußten. Hier trafen wir den Grafen Haller, der vorgab, sich auf der Jagd zu befinden und gezwungen sei, Schutz vor dem entsetzlichen Wetter zu suchen. Starke setzte ihn von dem Ziele unserer Reise in Kenntniß; entrüstet fuhr er auf und erbot sich, uns als Zeuge gegen den Mann zu dienen, der so perfid handeln konnte. Er wisse, ver-

sicherte er, daß in dem Waldschlosse ein ähnliches Document nicht unterzeichnet sei. Der mir unheimliche Mann war der Mutter gegenüber die Artigkeit selbst; er bediente sie und bereitete ihr mit eigener Hand heiße Limonade, die er als ein wirksames Mittel empfahl. Ja, und sie war ein wirksames Mittel, wie wir bald erfahren sollten. Hätte ich davon genossen, die ich vor dem Herrn Grafen zurückbehte, ich lebte heute nicht mehr.“

Der Oberförster athmete tief und schwer, als ob eine gewaltige Last ihm die Brust zerdrücken wollte. Sprechen konnte er nicht, er mahnte nur durch Handbewegungen zur raschen Fortsetzung des Berichts.

Die Dame erzählte weiter:

„Eine gräßliche Angst folterte mich, als der Graf zu uns in den Wagen stieg, der rasch davonfuhr. Es war Nacht geworden, der Sturm raste und schlug Fluthen von Regen auf den nicht selten schwankenden Wagen. Schon nach kurzer Zeit klagte meine Mutter über heftiges Unwohlsein, dann verfiel sie in eine Art Betäubung, die ich Anfangs für Schlaf hielt; als ich aber ihre Zuckungen wahrnahm, rief ich um Hilfe. Der Graf meinte, wir müßten uns in Geduld fassen, da im Walde nicht Hilfe zu finden sei. Der Weg führte lange durch eine sumpfige Gegend, wir mußten langsam fahren. Ich hielt die Mutter fest umschlungen; von Zeit zu Zeit zuckte sie auf und drückte krampfhaft meine Hand. Dann bat sie, man möge sie in dem nächsten Dorfe aussteigen lassen. Die beiden Männer, die uns gegenüber saßen, sprachen ihr Bedauern aus und versicherten, daß wir bald ein Städtchen erreichen würden. Aber das Städtchen kam nicht. Plötzlich hielt der Wagen. Der Graf sprang hinaus, sprach einige Worte mit einem Manne, den ich nicht erkennen konnte, und kam dann zurück, nachdem er dem Kutscher Eile empfohlen. Die Kranke litt gräßliche Qualen. Man achtete nicht mehr auf sie. Ich begriff, daß hier Unheimliches im Werke sei. Wir kamen an mehreren Häusern vorüber, deren Lichter ich glänzen sah. Der Wagen hielt nicht an, er fauste durch Sturm und Nacht. Mein Rufen ward von dem Brausen über-tönt, das uns umgab. Ach, ich habe qualvolle Stunden verlebt! Mehr als ein Mal glaubte ich, meine arme Mutter sei todt; dann aber zuckte sie plötzlich zusammen und wimmerte um Hilfe. Die Männer antworteten gar nicht mehr. Ach, was sollte ich schwaches Geschöpf beginnen! Meine Noth hatte den höchsten Grad erreicht, ich war der Verzweiflung nahe. Laut flehte ich den Himmel um Rettung an. Da stand der Wagen wie fest gebannt. Der Graf sprang wie-

der hinaus. Ich sah Licht. Entschlossen folgte ich dem Grafen, umschlang die ohnmächtige Mutter und zog sie zu mir herab auf den Boden. Dann trug ich sie nach dem Hause; aber noch hatte ich die Thür nicht erreicht, als der Graf mich erfaßte und in den Wagen zurückschleuderte, der in demselben Augenblicke weiterfuhr. Was nun geschehen weiß ich nicht; ich verlor die Besinnung. Als das Bewußtsein mir zurückkam, fand ich mich in einem weichen Bette; mehr wahrgenommen zu haben erinnere ich mich nicht. Später sagte mir eine alte Frau, die mich bediente, daß ich sechs Wochen schwer krank gelegen habe. Auf meine Frage, wo ich sei, erhielt ich die Antwort: in London. Wie ich dorthin gekommen, weiß ich heute noch nicht. Die alte Frau, eine Deutsche, erzählte mir, daß Lord Lincoln sich meiner angenommen habe und daß ich in einem seiner Häuser wohne und von den berühmtesten Aerzten der britischen Hauptstadt behandelt worden sei. Ich fasse mich kurz, Herr Oberförster, und berichte, daß Lord Lincoln Tag und Nacht an meinem Bette gewacht, daß er eine heftige Leidenschaft zu mir gefaßt und dann erst beruhigt sich zurückgezogen, als die Aerzte mich außer Gefahr erklärt hatten. Und wo hatte mich der Lord gefunden? Staunen Sie über die Bosheit der Menschen . . . an dem Ufer der Themse, kalt und starr, eine Leiche! Die Vorsehung hatte mir gnädig das Leben erhalten, ich konnte meinem Retter dadurch lohnen, daß ich seine Gattin ward. Lincoln, um zehn Jahre älter als ich, war Anfangs der Gegenstand meiner Verehrung, später der meiner Liebe. Seine Verwandten verfolgten uns, sie wollten eine Verbindung nicht anerkennen, die sie zu den unerhörtesten Mesallianzen zählten. Man hielt es nicht einmal der Mühe werth, in Deutschland Forschungen nach meiner Familie anzustellen. Jemehr ich versicherte, meine Mutter sei die Tochter eines hochgestellten Mannes, destomehr erhöhte man mich. Man schalt mich eine freche Lügnerin, eine Abenteurerin, welche die Schwäche eines romantisch gesinnten Mannes gebrauche, um eine große Dame zu werden. Ich gestehe offen, daß ich nicht ganz ohne Eigennutz gehandelt habe, denn der Drang, für meine Mutter zu sorgen und die in Deutschland an uns verübten Verbrechen an das Licht zu ziehen, hat mich stets befeelt. Leider konnte ich nur spät meinen glühenden Wunsch befriedigen. Mein Gemahl, aufgerieben durch stete Kämpfe mit den Verwandten und gefoltert von der Angst, mich zu verlieren, ward irrsinnig. Man schickte ihn auf eine Besitzung nach Schottland und mir gestattete man, ihn als Wärterin

zu begleiten. Ich durfte nicht eine Stunde von seiner Seite weichen. Kam ich nicht, wenn er sich nach mir sehnte, so rastete er. Nur meine Stimme konnte ihn beruhigen. Man überwachte mich als das einzige Lindermittel für den Geisteskranken. Ich war eine Gefangene in dem alten schottischen Schlosse und durfte weder Briefe absenden noch empfangen. Hätte ich meinen armen Gemahl, dessen Unglück ich willenlos herbeigeführt, nicht aufrichtig geliebt, hätte ich nicht einen Trost darin gefunden, eine theuere Pflicht zu erfüllen, ich würde meinem herben Loos erlegen sein. So betrachtete ich meine Mutter als eine Todte und mich selbst ein Opfer trauriger Verhältnisse. Von dem, was außer dem Schlosse vorging, erfuhr ich nichts; ich sehnte mich auch nicht danach, denn meine Einsamkeit war mir lieb geworden. Nach und nach fühlte ich mich sogar glücklich in der Ausübung meiner schweren Pflicht. Jahre verflossen, ohne daß eine Aenderung eintrat. Da starb der Lord am Gehirnschlage. Ich fand ihn Morgens todt in seinem Bette. Nun war ich frei. Aber ich wollte nicht reisen, ohne meine Zukunft sicher zu stellen. In London nahm ich einen Advocaten an; er vermittelte einen Vergleich und ich erhielt eine Jahresrente von tausend Pfund Sterling unter der Bedingung, daß ich den Namen Lincoln nicht führe. Was lag mir an dem Namen? Ich konnte nach Deutschland reisen und dort als Dame von Stande leben. Lady Hermann hofft in die Kreise einzutreten, denen einst die Mutter angehörte. So lebe ich seit fast einem Monate in der Residenz, die dem Ländchen meiner Geburt am nächsten liegt. Ein geschickter und zuverlässiger Rechtsanwalt besorgt meine Geschäfte. Ueber die Mutter habe ich bis jetzt nichts erfahren; aber den Vater, so hoffe ich: habe ich gefunden!"

Lady Marie schwieg erschöpft. Wie eine Sünderin des Urtheilspruchs, so harrete sie des Entschlusses des Greises.

„Marie,“ rief dieser erschüttert, „verzeihe mir, wenn ich die Dinge nicht sogleich fassen kann . . . in meinem alten Kopfe sieht es wunderbar aus . . . Was Du erzählt hast, kann nur die Tochter meiner Friederike wissen . . . und Friederike, dieser Engel . . . o, welch' einen höllischen Plan haben jene Schurken ausgebrütet, um mich von meiner Gattin zu trennen! Es ist hier wie überall . . . Mesalliance! Was ist denn Mesalliance?“

Bitter lachend schritt er durch das Zimmer. Er kämpfte einige Augenblicke mit den widerstrebendsten Gefühlen; dann trat er vor die Dame.

„Auch meine Tochter ist ein Opfer des Begriffs „Mesalliance“ . . . Marie, ehren wir das Andenken an die Dulderin . . . hier biete ich Dir die Vaterhand! Du mußt ja meine Tochter sein, denn Du weinst mit mir um die arme Friederike! Deine Thränen sind die ersten, die ich fließen sehe. Es thut meinem alten Herzen wohl, daß Friederike gerechtfertigt ist. Ich war mit den Menschen, mit der Welt zerfallen, weil ich ihr grollen mußte . . . Du hast mich versöhnt . . . Marie, Tochter meiner Friederike!“

Sie neigte sich vor ihm; er drückte seine zuckenden Lippen auf ihre weiße Stirn.

„Vater, Vater,“ schluchzte Marie, „das hat die Vorsehung gefügt!“

## 4.

Um Mittag wollte der Oberförster das Haus des Rentiers betreten. Noch ehe er die Glocke zog ward die Thür geöffnet und der Jägeroffizier trat heraus.

„Vater!“

„Ludwig!“

„Ich habe Dich gesucht!“

„Hier?“

„Ja!“

„Mein Sohn, Du hast eine gute Nase. Wie konntest Du überhaupt wissen, daß ich in der Stadt bin?“

„Dort von dem Kaffeehause aus habe ich gesehen . . .“

Der Greis bemerkte jetzt Claudia, die sich schüchtern zurückzog, um dem Eintretenden Platz zu machen. Die besondere Schönheit des jungen Mädchens war ihm längst aufgefallen.

(Schluß folgt.)

## F e u i l l e t o n .

(Wie man sich einen Störenfried vom Halse schafft.) Alle Diejenigen, welche gern schlafen, und noch mehr Solche, die Abends und Nachts spät zu Bett gehen, stellen die Behauptung auf, daß es nichts Angenehmeres gebe als den leichten Morgenschlummer, jenes sanfte Hinträumen, welches freilich nichts gemein hat mit dem schweren Schlaf, der einem Kanonenschuß Trost bietet, sondern vielmehr durch das leiseste Geräusch gestört werden kann. Man kann sich also die schmerzliche Ueberaschung eines jungen Mannes leicht vorstellen, der ein bis dahin stets friedliches Haus in einer der stillsten Straßen von Paris bewohnte, als er eines schönen Morgens durch ein entsetzliches

Geschrei aus seinem süßen Schummer gestört wurde. Dasselbe wiederholte sich nicht bloß jeden Morgen, sondern dauerte auch immer einen großen Theil des Tages mit kurzen Zwischenpausen fort, was unserem jungen Mann um so unangenehmer war, als er dadurch nicht bloß in seinem Morgenschlaf, sondern auch in seiner Tagesarbeit gestört wurde, denn er war Schriftsteller und hatte hauptsächlich um der noch größeren Stille willen ein auf den Hof herausliegendes Zimmer bezogen — jedenfalls hatte er dabei auch noch andere Gründe, denn in Paris sind die Miethen unverkündet theuer.

Er suchte also in seinem gerechten Zorne den Urheber des unerträglichen Geschreis ausfindig zu machen und entdeckte, daß eine Etage tiefer ein junges Ehepaar eingezogen war, welches an dem Fenster, das dicht unter dem seinigen lag, einen Papagei installiert hatte, der den jungen Leuten als ein unerlässliches Möbel bei ihrer neuen Einrichtung erschien und sich ihrer großen Zärtlichkeit erfreute.

Der junge Schriftsteller saß sich ein Herz, steigt eine Treppe hinunter, klingelt, giebt seine Karte ab und läßt um die Erlaubniß bitten, seine Aufwartung machen zu dürfen. Als er vorgelassen wurde, erzählte er dem Ehepaar in der jovial-gemüthlichsten Weise von den Unannehmlichkeiten, die ihm der Papagei bereitet, wie er ihn früh durch sein häßliches Kreischen erweckt und wie dieses fortdauernde Geschrei ihn den Tag über in seinen Arbeiten stört, daß er nicht im Stande sei, einen einzigen guten Gedanken zu fassen und daß er schließlich sich genöthigt sehe, dem Feinde das Feld zu räumen und fortzugehen, während er doch darauf angewiesen sei zu arbeiten, und zwar fleißig zu arbeiten. Er bat zum Schlusse sehr artig, daß man das liebe Thierchen doch in einem der vorn herausgehenden Zimmer unterbringen möge, wo es sich übrigens auch weniger einsam fühlen und darum weniger schreien würde. Madame ergriff sogleich das Wort und entgegnete in ziemlich spitziger Weise, Papagei befände sich jedenfalls in dem Zimmer auf den Hof heraus, wo es genügende Sonne habe, wohler als in den schattigen Vorzimmern und sie bedaure daher, keine Rücksicht auf derlei Zumuthungen nehmen zu können. Dabei sah sie nach der Uhr, fand daß es Zeit sei, an die Toilette zum Ausgehen zu denken und verabschiedete so in förmlich unhöflicher Weise den jungen Nachbar, ohne ihren Mann nur irgendwie dabei zu Worte kommen zu lassen. Unser Journalist stieg zähneknirschend wieder in seine Wohnung hinauf und gelobte sich feierlich, Rache an Madame und ihrem Papagei zu nehmen. Aber in welcher Weise? Zuerst studirte er die Gewohnheiten des Feindes, zog Erkundigungen ein und erfuhr, daß der Ehemann Unterbeamter in einem der Ministerien sei, um neun Uhr des Morgens fortgehe und Nachmittags um fünf Uhr zurückkehre. Die Frau gab während der Zeit Unterricht im Pianofortspiel außer dem Hause, ging um eils Uhr fort und kam um vier Uhr Nachmittags wieder nach Hause.

Während ganzer fünf Stunden blieb also der Papagei völlig allein, sein Käfig wurde auf den Balkon herausgestellt, und das Thier unterhielt sich dann mit einem unaufhörlichen schauer-

lichen Gefächze und Geschrei, denn seine Erziehung war derartig vernachlässigt, daß er nicht das kleinste Wort, nicht den geringsten Satz aussprechen konnte. Von seinem Fenster aus blickte unser Held gerade herab auf den Balkon, beobachtete seinen Feind und grübelte über seiner Rache.

Es widerstrebe ihm den Vogel zu tödten, was ihm ein Leichtes gewesen wäre; goß er von Zeit zu Zeit einen Eimer Wasser oder schüttete er einen Korb voll Asche über den Kopf, dann schrie das Thier natürlich nur um so ärger und er war um nichts gebessert. Endlich kam ihm jedoch eine leuchtende Idee und er schritt sogleich zu deren Ausführung. Er band einen Haken an eine Schnur, ließ den Haken hinab auf den Balkon und holte den Käfig mit dem lieben Papchen so herauf, obgleich das Thier jedesmal bei der Lustreise ein entsetzliches Geschrei erhob. Dies that er jeden Tag, sobald die Stunde geschlagen hatte, wo er wußte, daß Madame ausgegangen war. Dann stellte er den Käfig auf einen Tisch in seinem Zimmer, bedeckte ihn mit einem dicken Tuch und wiederholte von Zeit zu Zeit stets denselben Satz, auf den der im Finstern sitzende Vogel aufmerksam lauschte.

Ehe die Stunde schlug, wo die Gatten heimzukehren pflegten, wurde Papchen fein säuberlich wieder auf den Balkon hinabgelassen.

Diese Erziehungsmethode währte so zwei Monate fort — Papchen war sehr ungelehrig, aber unser Held ließ sich Zeit und Mühe nicht verdrießen — er hoffte auf seine Rache. Endlich, eines Sonntags Morgens, als das junge Ehepaar eben bei dem Frühstück saß und der Papagei von seiner Herrin nebenbei mit Zucker gefüttert wurde, blieben Beide plötzlich stumm vor Ueberraschung — ihr Vogel, der bis dahin nur unartikulirte Laute von sich gegeben hatte, begann zu sprechen, ordentliche, zusammenhängende Worte zu sprechen.

Eben hatte er einen Satz gesagt, dessen Sinn sie nicht gleich gefaßt hatten; jetzt wiederholte er denselben fortwährend, indem er sich ganz stolz dabei aufblähte und mit den Flügeln schlug — sie horchten aufmerksam zu und verstanden endlich: „Bleibe noch, Arthur; mein Mann ist auf seinem Ministerium.“

Der Gatte stuzte gewaltig, als er dies hörte, dann machte er seiner Frau eine heftige Scene — sie weinte und vertheidigte sich aus allen Kräften — das Ende vom Liede war, daß der Papagei den anderen Tag sofort verkauft wurde. Das hatte der Nachbar gewollt — seine Rache war erreicht! F.

(Ein Wunderkind.) Eine Lübecker Chronik erzählt Wunderdinge von einem „sehr jungen aber von Gott mit seltenen Gaben und ungemein frühzeitigem Verstande begabten Kinde, von welchem man mit Grund der Wahrheit schreibt, daß dessen wundernswürdiges Gedächtniß, starkes Judicium, ungemeines Ingenium und Fleiß es von vielen tausend anderen Kindern unterscheidet und manchen Alten beschämt. Es ist dieses Knäblein in der berühmten und bekannten freien Reichsstadt Lübeck Anno 1721 den 6. Febr. geboren und heißet mit Namen Christian Heinrich Heineken. Als es kaum angefangen zu reden, saß es ohngefähr bei dem Ofen und fragte: Was doch die Fi-

guren an demselben bedeuten? Wie man ihm nun solche nach seinem Captu erklärt und ein und anderes dabei erzählt, so hat man mit Verwunderung angehört, daß es Alles den folgenden Tag fast mit denselbigen Worten wieder erzählt. Worauf man angefangen, ihm biblische Historien vorzusagen, als es nur auch selbige gleich behalten, und immer größere Begierde, etwas Neues zu hören, bei ihm zu verspüren gewesen, ist ihm aus anderen Wissenschaften in sehr kurzer Zeit so Vieles beigebracht worden, daß es in der Historie nicht nur alle Kaiser, Könige und Potentaten in allen 4 Monarchien in einer Suite kann hersagen, sondern auch, was dieser oder jener Gut- oder Böses verrichtet, ingleichen, was unter einem jeden Werkwirdiges passirt ist, erzählt: und dieses nicht nur aus der Profan-, sondern auch aus des Reformation-, Kirchen- und Biblischen Historie, aus welcher letzteren es alle Patriarchen, Richter und Könige in Juda und Israel hersaget.

„In der Genealogie weiß es von den Geschlechtern, Stammhäusern und Vermählungen hoher Familien und Potentaten solche Proben abzulegen, die man nicht von einem solchen Kinde kann praetendiren. In der Geographie weiß es bei einer jeglichen Landkarte die vornehmsten Flüsse, Städte, Fürstenthümer, Provinzien und Herrschaften zu nennen, wie auch vornehme Schlachten, welche verschiedene Dexter berühmt gemacht haben. Ingleichen zeigt es aus der Astronomie nicht nur alle 4 Plagas Mundi, sondern erzählt auch die vornehmsten Landschaften, so gegen Osten, Süden, Westen und Norden gelegen. Auf Latein kann es fast alles nennen, was ihm vorkommt, und viele lateinische Sententien und Sprichwörter hersagen. Den Catechismus, viele Kernsprüche aus der Bibel nebst schönen geistlichen Liedern weiß es ebenfalls perfect auswendig: wie es denn auch diese letzteren nach ihrer rechten Melodie singen kann, und dadurch die, welche es hören, nicht wenig afficiret. Summa, es begreift dieses Kind durch bloßes Vorsagen mehr, als viel tausend anderen Kindern mit großer Mühe beizubringen. Es läßt wenig Kindisches von sich sehen, ergötzt sich sehr an Malereien, und läßt eine große Begierde immer mehreres zu lernen von sich verspüren, ja es sucht durch sein vieles Wissen andere Unwissende und faule Ignoranten jederzeit zu beschämen. Anderer Sachen, die sich nicht alle specificeiren lassen, zu geschweigen. Und dieses ist denn die eigentliche Beschaffenheit und beglaubte Nachricht dieses Kindes. Gott gebe, daß es viele zu gleichem Fleiß und Geschicklichkeit aufmuntern und anreizen möge.

Ein Kind, wie dieses ist, bringt kaum in hundert Jahren Die wildeste Natur aus ihrem Schatz herfür.  
O hochgeschickter Kopf! wo sich zusammenpaaren  
So reiche Wörter-Pracht und Wissenschaften Bier!  
Ein Knabe dreier Jahr, von schwach und krankem Leibe,  
Tritt mit des Lehrers Fleiß den sichern Wettstreit an;  
Wer zweifelt, glaube dies, was ich gesehen schreibe,  
Wo nicht, so schau er selbst dies Wunder, weil er kann.“

Mit dieser Einleitung beginnt ein 1724 in Lübeck erschienenes merkwürdiges Buch, welches aus zwei Theilen besteht. Der eine enthält die An- und Abschiedsreden unseres Säuglings

in verschiedenen Audienzen, die selbiger bei dem Könige von Dänemark Friedrich IV. zu Friedensburg und zu Hirschholm und Kjöge bei den übrigen fürstlichen Personen hatte, welche stets mehrere Stunden dauerten und worauf das Wunderkind häufig zu der königlichen Tafel geladen wurde. An den König richtete der kleine Heineken bei einer solchen Gelegenheit folgende Anrede:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König! Allergnädigster König und Herr! Glückselig ist dieser Tag, an welchem mir schwachen Säugling die allerhöchste Gnade angedeyet, Eure Königliche Majestät als einen der allergrößten Monarchen in allerunterthänigster Devotion zu adoriren. Noch glückseliger ist dieses Tages Licht vor mich, weil ich um dessen Willen mein Leben den stürmenden Meereswogen anvertrauet, welche nur einen Finger breit zwischen mir und dem Tode übrig ließen. Am allerglücklichsten ist diese Stunde, welche dies von mir in Einfalt gesprochene Wort erfüllt: Ich würde von meiner Schwachheit genesen, wann meine Unschuld sich zu den Füßen Eurer Königlichen Majestät in den Staub neigte. Zum ewigen Beweis und Denk-Mahl dieser meiner Veneration habe ich mich unterwunden, durch den Herrn Ober-Hof-Marschall vor Eurer geheiligten Thron einige historische Blätter in aller Unterthänigkeit niederzulegen, welche ich in meinem zweijährigen Alter von denen ewig grünenden Cedern Eures Königlichen Libanons gesammelt habe; allerunterthänigst bittend: Eure Königliche Majestät wollen allermildigst geruhen, einen einzigen Gnaden-Strahl auf dieselbe und mich hernieder zu werfen.“

„Hierauf,“ heißt es weiter, „reichten Seine Königliche Majestät dem Kinde die Hand, welche es nebst dem Saum des Königlichen Kleides nach diesen gesprochenen Worten küßete: „Permettez moi, Sire! que je baise la main de votre Majesté et le bord de votre habit royal!“ Die Audienz dauerte fast zwei Stunden, wobei sich auch Ihre Excellences der Großkanzler und der Herr Geheime-Rath von Holsten befunden.“

Am Schlusse der Audienz hielt der Kleine an den König folgende Abschiedsrede: „Dero Allerhöchsten Gnade, Sire! bin ich unwürdig, Gott bittend, so lange der glimmende Docht meines schwachen Lebens annoch dauern wird, daß er Eurer Königlichen Majestät gloriwürdigstes Scepter segnen wolle in Ewigkeit.“

Der andere Theil des Werkes enthält die in der Anrede an den König erwähnten „historischen Blätter“ oder einen von dem zweijährigen Heineken verfaßten „Vorspruch der alten, mittleren und neueren dänischen Geschichte,“ einen Leitfaden für wißbegierige Kinder. Das Buch ist am Rande mit einer großen Menge von Citaten aus älteren lateinischen, deutschen und dänischen Schriftstellern versehen; es enthält vorn eine Zueignung an König Friedrich IV. und eine andere an den Altersgenossen des Verfassers, den Erbprinzen Friedrich (nachherigen König Friedrich V.) die Zueignung an den König lautet folgendermaßen:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König! Allergnädigster König und Herr!

Diese in aller Unterthänigkeit Eurer Königlichen Majestät gewidmeten und vor Eurer geheiligten Thron aus meinen kraftlosen Händen niederfallenden „historischen Blätter“ habe ich in meinem zweijährigen Alter unter anmuthiger Führung von denen ewig grünenden uralten Cedern Eures gloriwürdigsten Königlichen Libanons gesammelt. Welche zwar nicht, wie es sich vor einem großmächtigen Monarchen geziemet, in Gold und Porphyrt, mit Apollischer Kunst eingezeichnet, sondern nach der einfältigen Fähigkeit meines kindischen Verstandes mit groben Farben und Linien auf geringem Papier dargestellt werden. Solcher Maßen, wie es ohne möglichste Verminderung ihrer wahrhaften Beschaffenheit, nach dem einmüthigen Bestimmen der unparteiischen und bevestesten Geschicht-Verfasser in einem so überaus engen Raum hat geschehen können. Wüßte ein einziger Gnaden-Strahl aus der Sonne Eures Majestätlichen Himmels auf dieselbe herableuchten, o! so würde mein unschuldiges Beginnen vor aller Welt Augen gerechtfertiget! Darneben würden Eure Königliche Majestät auch hierin des Allmächtigen Gottes Bild und Kennzeichen, welches Dieselben auf Erden allerglorwürdigst tragen, unendlich verherrlichen. Als welcher aus der jungen Kinder und Säuglingen Munde Ihm eine Nacht zuzurichten und keinen anderen als ihresgleichen sein Königreich zuzueignen Belieben trägt. Derjelbe starke Gott führe das Ziel Eurer Königlichen Majestät allertauerbarsten Lebens und gebenedeyeten Regiments weit, weit über die allgemeinen Schranken der Natur hinaus! Er erhöere hierin das Seufzen so vieler tausender allertreuester Unterthanen und Vasallen wie das meinige. Er verwirre die Anschläge aller Eurer verborgenen Feinde und lasse den so glorreich von Eurer Königlichen Majestät ersochten Frieden zum unaussprechlichen Gebeyen fort für fort blühen in Eurer selbst Ländern, Wäldern, Mauern und Palästen. Gesegnet bleibe Ew. Königliche Majestät gloriwürdigster Name und Zepter in Ewigkeit! Mit welchem innigen, allereinfältigsten Gebet ich den vermuthlich bald vorhandenen letzten Augenblick meines schwachen Lebens beschließen will, als Eurer Königlichen Majestät allerunterthänigster, allerdemüthigster

Christian Heinrich Heineken.“

Als eine Probe der historischen Schreibart des Säuglings theilen wir aus dem Werke des zweijährigen Verfassers die Geschichte König Friedrichs I. mit.

„Friedrich der Erste. 1. Herzog von Schleswig und Holstein, erhielt nach Ausschließung dreier von Christianus dem Andern hinterbliebenen Kinder Johannes, Dorothea und Christina, die dänische Krone durch den abgeordneten Bütischen Landes-Domer Magnus Mund zu Husum. 2. Gab denen Dänischen Edelleuten viele Freiheiten. 3. Föhrete die Lutherischen Priester in seine Länder ein. 4. Ließ Christianus den Andern zu Sonderburg in's Gefängniß werfen. 5. Seine bereits balsamirte und in Wachstüchern eingeschlossene Leiche blutete zu Schleswig so stark aus dem Sarge, daß man das Blut in Geschirren auffangen mußte.“

8.